

Die Böttcherstraße.

Von

Rudolf Michael.

Bremen, 3. Juni 1927.

Wenn der Bremer Roland einmal seinen jahrhundertstarrten Blick über die rechte Schulter wenden könnte, dann sähe er sicherlich höchst verwundert hinterm grauen Giebel des Schütting, ganz in der Tiefe der verwinkelten Gassen jenes schiefe, bunte und beinahe närrische Auge, das Bernhard Hoetger der neuen Böttcherstraße in die backsteinerne Stirn gesetzt hat. Jeder mag darin finden, was er sucht, Jahrmarkt oder Kathedrale, auf jeden Fall kitzelt es die Neugier, den stärksten unter den menschlichen Trieben. Und so geht mancher hinunter durch diese Gasse und folgt den Spuren, die Ratsherren und Handwerker, Kaufleute und Gesellen hier seit unübersehbaren Zeiten fühlbar hinterlassen haben. Das ist ein wunderliches Stück hanseatischer Welt. Drüben aus dem schmalen Giebel schaut das 16. Jahrhundert, hüben von der grotesken Plattform das 21. An dieser Seite drängt sich ein Stück verwegener Orient vor die überraschten Augen, an jener kauert sich eine Schar von Fischerhäusern zu schlichter Reihe aneinander. Und wenn man an beiden Giebeln die Scheiben öffnet, dann kann man sich mitten über dem Gäßchen die Hände drücken, zu Glückwunsch oder Mitleid, zu Dank oder Drohung. So wie's gefällt.

Aber warum ausgerechnet am Pfingstmorgen von diesem Rudel roter Häuser reden, das da irgendwo in einem Winkel unserer hanseatischen Schwesterstadt die Fremden lockt? Denn hier ist offenbar kein Anlaß, mit feurigen Zungen vom heiligen Geist zu sprechen. Aber müssen wir denn Feste immer nur in den höchsten Regionen feiern? Kann man nicht auch einmal dem Alltäglichen einen Feiertag schenken und sich fragen: woher und wohin? Denn Feste sind da zum Nachdenken. Das ist ihr ganzer Sinn und ihr einziges Ziel.

In jenem Gäßchen zwischen Markt und Weser hat sich ein Bremer Kaufmann bewußt ein Denkmal gesetzt, und ohne einen Blick auf ihn, der Geld gab und Gedanken, bliebe das Ganze überhaupt ein Rätsel. Bremen schaut seit langem auf eine Reihe selbstbewußter Kaufleute, die ihren Reichtum nicht für sich selbst verzehrten, sondern ihn in den Dienst einer Idee und des gemeinen Wohles stellten. Wohl der Stadt, die sich solcher Männer rühmen kann! Man sollte sie nicht unter die Ruhe des Reides und der menschlichen Schwäche setzen. Denn gewiß ließe sich auch gegen Ludwig Roselius manches sagen, gegen den „König Ludwig von Bremen“, wie ihn seine Landsleute auf der Straße nennen. Aber was wäre damit gewonnen? Wir sollten lieber jeden, ob reich oder arm, der zum Ganzen und zum Gemeinsamen will, pfleglich hüten, denn sie sind der Vortrupp einer neuen Generation. So einer ist Ludwig Roselius. Er nahm dem Kaffee das Gift und dem Gelde den Stachel, und wenn ihn jemand gehen und sprechen sieht, glaubt ihm keiner, daß er oben drein ein Herz verschenkt hat an eine Malerin, an jene tote Paula Becker, die mit unendlich herbem Pinsel zuerst die Menschen aus Moor und Heide malte. Aber gerade dadurch ist dieser bremische Großkaufmann ein typisches Kind unserer Zeit, gemischt aus Romantik und Geschäft, aus Nüchternheit und Ueberchwang, aus Liebe und Vorwurf. Doch — wie gesagt — das alles ist nicht das Entscheidende. Wir Menschen von heute vertragen es ja alle nicht, daß man uns mit Reid oder Pathos naht. Menschen und Dinge zu verzerrern, ist keine Kunst, aber das bißchen Gerechtigkeit, das ist so schwer.

In der Bremer Böttcherstraße empfand ein Mensch die Notwendigkeit, daß es heute darauf ankomme, wieder eins zu sein und alles zusammenzufassen, das Gestern und das Morgen, das Wirtschaftliche und das Ideelle, das Schöne und das Fachliche. Und auch wenn es ihm nicht geglückt, auch wenn das meiste nur Experiment geblieben ist, so ist doch dieser Wille, wieder einmal ein Stück organischen Lebens in die Welt zu setzen, gut und groß. Hier ist versucht worden, eine Straße einheitlich zu bilden, den Alltag mit der Kunst zu verbinden, der Geselligkeit eine neue Form zu geben, kurz und gut, die Menschen wieder so zu ertreiben mit dem, was sie umgibt, daß sie reicher und tiefer werden. Es steckt ein gutes Stück Innerlichkeit und damit sozialen Friedens in diesem schmalen Gäßchen einer großen Stadt, die sonst

an brennenden Gegensätzen gewiß nicht arm ist. Der Kunstkritiker hat ein Recht, kopfschüttelnd durch diese Mauern zu gehen, aber es lebt ein sozialer Wille in dem gantzen Werk, der zu loben ist, wie sonderbar er sich auch sonst gebärden mag.

Und dabei kommt einem leicht die Frage auf die Lippen — ob wir denn überhaupt vom Bauen her der inneren, der geistigen Krisis Herr werden, die uns alle heute so jämmerlich zerreißt. Ist es ein Zufall, daß das Wohnen heute in unseren privaten und öffentlichen Sorgen voransteht, daß die Architektur, ange-regt durch die Fülle der Aufgaben, ein so starkes wegweisendes Tempo nimmt? Oder ist es vielleicht mehr? Das Bauen war doch immer die große Sprache aller Zeiten, die wirklich etwas zu sagen hatten. Und wir haben heute etwas zu sagen. Wir wollen eins sein und innerlich fest. Wir wollen groß sein und nach oben sehen. Es ist etwas Gotisches in unserer verworrenen Zeit. Aber die Baukunst kann heilen, denn fest auf dem Boden zu stehen und hoch im Wind sich zu reden, das war immer wieder ihr fruchtbarer Sinn.

Wenn man mit solchen Gedanken durch das Gäßchen geht, das Roselius sich und seiner Stadt erbauen ließ, dann spürt man beinahe handgreiflich, wie stark wir heute in unserm Wollen und Formen wiederanknüpfen an die Zeit der Zünfte, als die Menschen noch in sozialer Einheit beieinander wohnten, als das Haus noch nicht entwurzelt war zu einer reinen Angelegenheit des Zufalls und des Geldbeutels. Wenn wir heute siedeln, so tun wir es gewiß nach den vorherrschenden wirtschaftlichen Gesichtspunkten, aber ganz unvermerkt laufen auch soziale Gedanken mit unter. Da sitzen die Arbeiter eines Werks in ihren Häuschen beieinander, dort eine Gruppe Kriegsbeschädigter, hier eine Gemeinschaft von Beamten. Sollen wir es schelten, daß wir wieder o zünftlerisch werden wie zu jenen Zeiten, wo der Name der Schlachter- oder Brauerstraße noch einen gerechten Sinn hatte? Oder sollen wir uns nicht lieber freuen, daß in das Bauen und Wohnen von heute wieder ein paar soziale Lichter fallen, die so wohlthätig wirken können, wenn man sie nicht übertreibt?

So ist die Böttcherstraße in Bremen ein Gleichnis, wenn man will. In New York bauen sie jetzt 110 Stockwerke hoch, zestern waren es noch 58. In Chicago sollen es morgen schon wieder zehn oder zwanzig mehr sein. Aber in Bremen, da kommt es einem hanseatischen Kaufmann in den Sinn, ein schmales kurzes Gäßchen zu bauen, fünf Meter breit, hundert Meter lang. Viel wunderlicher Geschmack beieinander, viel krause Phantasie. Aber darüber eben jener gesunde Wille, eins zu sein, und den Menschen die Mauern, den Mauern die Menschen zuzuführen, weil sie zueinander gehören und sich nicht länger hassen sollen, wie es Jahrzehnte geschah.